Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 195. Bromberg, den 11. November 1925.

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Sorau.

(2. Fortsetzung.) ——— Nachdruck verboten.

„Da haben wir übrigens wohl den Attentäter, der das ganze Unglück hier verschuldet hat!" schloß er, dem Kommerzienrat das zerknitterte Telegrammformular aus der krampfhaft geballten Rechten nehmend. „Diese großen Geschäftsleute kommen ja nie aus den nervenzerrüttenden Aufregungen heraus!"

Die beiden Herren waren unter die elektrische Mittelkrone getreten und schauten gleichzeitig in das verhängnisvolle Papier.

„Schwere Explosionskatastrophe!" las der Arzt mit halblauter Stimme. „Gesamter Fabrikkomplex in Flammen! Zahlreiche Menschenleben verloren! Sofort kommen! Leuner-Werke." — — —

* * *

Eine halbe Stunde später schloß der Portier das Gartentor der Villa Hausmann hinter den letzten Gästen. Die Nachricht der schweren Erkrankung des Kommerzienrats war das Signal zu einem allgemeinen Aufbruch gewesen.

In panikartiger Eile hatte man sich nach hastiger Verabschiedung von der Hausfrau, die nur mühsam ihre äußere Haltung bewahrte, in die Garderoben gestürzt, als fürchte man bei längerem Verweilen noch mit in die geheimnisvolle Katastrophe hineingezogen zu werden, die unsichtbar über der Hausmannschen Familie zu schweben schien.

Wagen auf Wagen fuhren in der grellen Lichtflut des Renaissanceportals vor.

Die Kutscher winkten und fluchten, dazwischen schnaubten und fauchten die Automobile.

Wie riesige Raubtieraugen glühten die mächtigen Azetylenlaternen durch das trübe Dunkel des nebligen Novemberabends; die geschliffenen Fensterscheiben spiegelten sich mit matten Reflexen auf dem nassen Asphalt; dahinter, leblosen Statuen gleich, die unbeweglichen Gestalten der vermummten Chauffeure.

Kurt hatte zusammen mit Schmettau die Villa als einer der letzten verlassen.

Die Erinnerung an die soeben erlebte erschütternde Szene zitterte noch in mächtigen Schwingungen in seiner Seele nach.

Zum ersten Male war er unmittelbarer Zeuge eines jener elementaren Ereignisse gewesen, durch die ein Mensch von seiner stolzen Daseinshöhe jählings herabstürzt und aus der Vollkraft scheinbarer Gesundheit heraus in ein hilflos elendes, sprach- und bewegungsunfähiges Geschöpf verwandelt wird.

In bedrücktem Schweigen ging er dann an der Seite des Freundes die stille Tiergartenstraße entlang.

Über den düsteren Himmel schleiften die Regenwolken träge und schwer dahin, fast wie eine Art von Frühlingsahnung lag es in der lauen, erregenden Luft.

Zuweilen blinkte ein Stück des Mondes blutrot hindurch; dann schimmerten die stolzen Tiergartenvillen wie verzauberte Schlösser und die schwarzen Stämme hoben sich unheimlicher aus der verschwommenen Helle.

Am Brandenburger Tor hemmte Kurt plötzlich seinen Schritt.

„Was meinst du, Fritz, wollen wir schon heim, oder gehen wir noch auf eine Tasse Kaffee zu Bauer?"

„Selbstverständlich Bauer!" entschied der Leutnant. „Ich bin durch den heutigen Abend so aus meinem seelischen Gleichgewicht gekommen, daß ich für die nächsten Stunden doch nicht schlafen kann!"

Damit hängte er sich fester in Kurts Arm und steuerte mit ihm in beschleunigtem Tempo über den Pariser Platz den Linden zu.

In der Tür des Café Bauer stießen die Freunde mit zwei anderen Herren zusammen, die gleich ihnen an dem Hausmannschen Ballfeste teilgenommen hatten und soeben einer Droschke entstiegen waren.

Kurt war mit dem jüngeren der beiden Herren, dem gefürchteten Theaterkritiker Dr. Neubert, schon seit längerer Zeit vom Presseklub bekannt, während er dem älteren, einem wohlkonservierten Sechziger mit ergrauten Favorits, der im Direktorium einer der größten Feuerversicherungen des Kontinents saß, am heutigen Abend zum ersten Male bei Hausmanns begegnet war.

Man suchte in dem überfüllten Lokale gemeinsam nach einem leeren Tisch.

Der Zahlkellner nahm den wohlbekannten Stammgästen selbst die Mäntel ab und dirigierte sie nach einer gemütlichen Ecke am letzten Lindenfenster.

Rings um sie her saß in zusammenhangloser Vereinigung das Nachtpublikum der Großstadt, ein buntes Gewirr in allen Schattierungen von der großen Welt herab bis zur Halbwelt, die in vereinzelten extravagant gekleideten Vertreterinnen das farbenreiche Bild belebte.

Dr. Neubert, der in Berlin ausgedehnte Beziehungen besaß, grüßte bald hierhin, bald dorthin und charakterisierte seiner Tischgesellschaft ab und zu eine markante Erscheinung der Nachbarschaft mit kritischen Sarkasmen.

Sehr bald aber konzentrierte sich die Unterhaltung ausschließlich auf das eine Ereignis, dessen Erinnerung noch immer wie ein düsterer Schatten in das Denken der Herren hineinragte, auf die Katastrophe in der Familie Hausmann.

„Rasch tritt der Tod den Menschen an!" meinte Dr. Neubert. „Unser Kommerzienrat, ein solcher Hüne an Kraft und Gesundheit, und nun dieser vollständige Zusammenbruch! Die Nachricht des Fabrikunglücks muß ihn doch furchtbar erregt haben!"

„Sie bedeutet vielleicht seinen Ruin", warf der Versicherungsdirektor ein, der bis dahin das unruhige Hin und Her oder unablässige Kommen und Gehen des Cafés als ein stummer Zuschauer aufmerksam beobachtet hatte.

„Seinen Ruin?" fragten die drei Herren wie aus einem Munde.

Der Direktor zuckte die Achseln.

„Das ist natürlich nur eine Vermutung von mir! Jedenfalls aber hat sich Hausmann mit seiner Fabrik sehr stark engagiert! Ich kenne die Verhältnisse zufällig ganz genau, weil ich mit ihm seit längerer Zeit wegen Feuerversicherungsabschlüssen in Verbindung stehe!"

Er räusperte sich umständlich und tat ein paar nachdenkliche Züge aus seiner Zigarre.

„Sehen Sie, meine Herren", fuhr er dann, seine Stimme dämpfend, bedächtig fort, „seit dem Erdbeben in San Franzisko, bei dem ein Riesenbrand in drei Tagen das gesamte Geschäftsviertel und viele Tausend Wohnhäuser verzehrte, sind wir Feuerversicherungen sehr vorsichtig geworden! Nun trat Hausmann im Frühling dieses Jahres mit einem Versicherungsantrag an uns heran, der ein industrielles Unternehmen als Versicherungsobjekt nannte, das wohl zu den feuergefährlichsten gehört, was es auf der Welt gibt,

nämlich mit einer Sprengstoffabrik. Hausmann hatte diese Fabrik vor einigen Jahren unter sehr günstigen Bedingungen aus der Erbschaftsmasse eines belgischen Kohlenbarons erworben, dessen Erben er damit die Erbteilung wesentlich erleichterte; ich glaube, er hat den ganzen Fabrikkomplex damals unter der Hand zur Hälfte des faktischen Wertes erhalten. Selbstverständlich lag Hausmann nichts daran, im Rheinland den großen Fabrikherrn zu spielen; das vertrug sich schon allein aus Gründen der räumlichen Entfernung nicht mit seinem hiesigen Bankgeschäft! Für ihn war die Fabrik lediglich ein Spekulationsobjekt! Von vornherein ging nämlich seine Absicht dahin, das Etablissement so bald wie möglich in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln, sein Einlagekapital mit einem voraussichtlich nach Millionen zählenden Gewinn aus dem Unternehmen wieder herauszuziehen und sich dann zur Ruhe zu setzen! Da hat ihm nun das Schicksal einen unerwarteten Strich durch die Rechnung gemacht!"

Der alte Herr hielt wieder inne und sah zu den Holzintarsien der getäfelten Decke empor, die eine weißfarbene Wolke von Tabaksqualm gleichmäßig verschleierte.

„Und Sie halten den Kommerzienrat durch die Katastrophe wirklich ruiniert, Herr Direktor?" nahm Kurt nach längerer Pause zögernd das Wort.

„Das will ich keineswegs als Tatsache hinstellen!" war die ausweichende Antwort. „Ich kann nur wiederholen, daß der Kommerzienrat den größten Teil seines Vermögens in der Fabrik festgelegt hat! Der Kaufpreis war ja trotz der günstigen Konjunktur noch immer ein sehr beträchtlicher, er betrug etwa vier bis fünf Millionen Mark, während sich der Wert des Fabriketablissements unter Hausmanns Leitung ungefähr um das Doppelte erhöht haben dürfte. Auf der Basis dieser Schätzung sollte auch die Gründung der Aktiengesellschaft erfolgen, mit der Hausmann seine kaufmännische Glanzleistung krönen wollte. Bevor jedoch das Aktienkapital für das Hausmannsche Projekt interessiert werden konnte, mußte dem so eminent feuergefährlichen Unternehmen ein unantastbar reeller Hintergrund geschaffen werden. Unter Aufbietung seines ganzen diplomatischen Geschicks war es dem Kommerzienrat im Anfang dieses Monats gelungen, eine Reihe unserer bedeutendsten Versicherungsgesellschaften für seine weitschauenden Pläne zu interessieren; Morgen mittag sollten die Generalkontrakte in seinem Kontor vollzogen werden, da ist die glänzende Spekulation wie ein Kartenhaus in sich zusammengebrochen! Wäre die Katastrophe vierundzwanzig Stunden später erfolgt, so hätten unsere Gesellschaften bluten müssen. Was dem einen sin Uhl, ist dem andern sin Nachtigall!"

Damit leerte er sein Pilsener und winkte den Zahlkellner heran.

Die Herren erhoben sich und traten wieder auf die Friedrichstraße hinaus.

Trotz der schon weit vorgeschrittenen Nachtstunde herrschte auf der lichtdurchfluteten, riesigen Straßenlinie, die der Pulsschlag der Weltstadt atemlos, ohne Pause durchhastet, noch immer ein reges Leben.

Zuweilen standen die Freunde auf dem schmalen Trottoir wie eingekeilt, daß sie nur ganz langsam vorwärtskamen, dann wieder umfaßte sie die schwankende Bewegung der drängenden, schiebenden, rastlos eilenden Menge wie ein einziger reißender Strom und trug sie im Fluge über zwei, drei Straßenecken.

Erst jenseits der Weidendammer Brücke flaute der Verkehr etwas ab, und dann auf der halbdunklen Uferstraße des Schiffbauerdamms wurde es ganz still und einsam.

Zur Linken wälzte die Spree ihre trüben Fluten träge vorbei und warf das Flackerlicht der spärlichen Laternen in gelblichen Reflexen zurück.

Wie ein ungeheurer schwarzer Schatten schwebte die Kuppel des Reichstagsgebäudes in der ungewissen Verschwommenheit aller festen Linien über dem gigantischen Würfel des Unterbaues, der mit den großen Geschieben der Regennebel in ein undurchdringliches, formloses Düster zusammenfloß.

„Am liebsten liefe ich noch einmal durch den nächtlichen Tiergarten!" sagte Kurt endlich, über den dunklen Spiegel der Spree weisend. „Mir graut förmlich vor dem Gedanken, jetzt in meine öde Studentenbude zurückkehren zu müssen!"

Der Leutnant pfiff leise vor sich hin.

„Es ist eine Tränenwelt, Kurt! Was wird aus der Familie Hausmann, wenn die Herrlichkeit in der Regentenstraße tatsächlich zusammenkrachen sollte!"

„Lotte ist ein kluges, energisches Mädchen!" war die Antwort. „Um sie ist mir nicht bange, sie wird ihren Weg schon zu gehen wissen; auch bin ich ihr ja schließlich zur Seite. Wenn der Fall nicht aus anderen Gründen so schrecklich traurig läge, freute ich mich beinahe, daß ich auf einmal in die Lage gekommen bin, Lotte die Echtheit und den Bestand meiner Liebe praktisch beweisen zu können."

„Kurt, du bist wirklich ein unverbesserlicher Optimist."

Schmettau war stehen geblieben und musterte seinen Begleiter kopfschüttelnd von oben bis unten.

„Weiß der Mensch kaum, wo er in den nächsten Tagen sein Haupt niederlegen soll und triumphiert womöglich noch, daß sein reicher Schwiegervater im Begriff ist, bankerott zu machen!"

„Doch Scherz beiseite!" fuhr er dann ernster werdend fort. „Mir ist das Unglück bei Hausmanns gleichfalls sehr nahe gegangen! Denn ich habe bei der langatmigen Rede des Unglücksraben von Versicherungsdirektor heimlich eine stille Hoffnung zu Grabe getragen! Warum soll ich vor dir damit zurückhalten, Kurt! Du weißt ja, wie es seit einigen Wochen zwischen mir und Käthe Hausmann steht! Morgen wollten wir uns den Eltern eröffnen! Das ist nun vorbei! Der kurze Traum unseres Glückes ist nun zu Ende!"

„Zu Ende?" wiederholte Kurt erstaunt. „Verstehe ich dich recht, Fritz, du willst das Mädchen deiner Liebe jetzt, da das Unglück über sie hereinzubrechen droht und sie deiner Liebe vielleicht am meisten bedarf, im Stiche lassen?"

„Ich will nicht, Kurt, ich muß! Bitte, verurteile mich nicht, ehe du mich angehört hast. Du weißt, ich bin absolut vermögenslos, meinen Zuschuß zahlt ein unverheirateter Bruder meines verstorbenen Vaters, ein alter Generalmajor, der auch nur ein bißchen Pension besitzt und jeden Tag die Augen zumachen kann. Eine Heirat zwischen Käthe und mir ist daher, wenn sich die Befürchtungen des Direktors bestätigen, vollständig ausgeschlossen. denn bis zum Hauptmann erster Klasse, der keiner Kaution mehr bedarf, vergehen mindestens noch zehn bis zwölf Jahre. Soll ich nun Käthe das Opfer eines jahrzehntelangen Wartens zumuten? Nein. Kurt, so weit geht mein Egoismus nicht! Da beiße ich lieber die Zähne zusammen und trete beiseite! Und raube meiner Liebsten nicht die [illegible]n Jahre! Es wird für sie ja wohl noch ein Glücklicher sich finden, der ihr mehr zu bieten vermag als ich armer Teufel!"

Sie waren unterdes langsam die Luisenstraße hinaufgegangen und standen jetzt vor Schmettaus Haustür neben dem herbstlich-kahlen Vorgarten der tierärztlichen Hochschule.

„Gute Nacht, Kurt!" sagte der Leutnant, sich gewaltsam zu einem unbefangenen Tone zwingend. „Es ist schon recht spät geworden und ich muß in ein paar Stunden wieder zum Dienst! Vielleicht findest du morgen im Laufe des Tages einmal Zeit, zu mir heraufzukommen, um mir Näheres über den Fall Hausmann zu berichten!" — — —

Kurt sah auf die Uhr.

Halb drei!

Einen Moment lang schwankte er, ob er noch einmal ein Nachtcafé aufsuchen sollte, dann aber siegte das übermächtige Gefühl der Ermüdung und Nervenabspannung.

Als er jedoch fünf Minuten später sein kleines Mansardenstübchen am Alexanderufer betrat, tat es ihm wieder leid, daß er schon nach Hause gekommen war.

Die Enge des winzigen Raumes wirkte auf ihn plötzlich wie erdrückend, daß er hastig die verquollenen Fenster aufriß und sich weit zur Brüstung hinauslehnte.

Tief unter ihm wie in einem bodenlosen Tal die düstere Fläche des Humboldthafens mit der gespenstischen Silhouette des Lehrter Bahnhofes.

Zuweilen klang undeutliches Geräusch rangierender Züge herüber, untermischt mit fernem Wagenrollen.

Auf dem Hafenübergang der Stadtbahn wurde unablässig geklopft und gehämmert, wie ein Glühwürmchenschwarm schimmerten die Laternenlichter der Arbeiter durch die Eisenrippen der langgestreckten Gitterröhren.

Im ganzen Hause regte sich kein Laut; nur aus der anstoßenden Kammer, in der Kurts Wirtin schlief, kam ab und zu ein unterdrückter Husten, und ein menschlicher Körper warf sich schwerfällig in der knarrenden Bettstatt herum.

Seit Jahren bereits hatte es die Frau, wie sie ihm oft geklagt, auf der Lunge, und doch stand sie jeden Morgen schon um fünf Uhr am Waschfaß, sich mühsam ihr kärgliches Stück Brot erarbeitend, gehetzt von der Peitsche des nagenden Hungers.

*

Das Bild des glänzenden Festes trat auf einmal wieder vor seine Seele, jenes Festes, in das ein so sinnloses Schicksal mit rauher Hand eingegriffen hatte, um den ganzen bunten Mummenschanz in dem eisigen Anhauch des Todes hinwegzufegen.

Und hinter der schimmernden Pracht dieser trügerischen Fata Morgana erhob sich der düstere Schemen eines anderen Bildes, die trostlose Öde einer grauen eintönigen Welt: ein Gewirr grauer Mauern, grauer Dächer, Häuser und immer wieder Häuser, seelenlose, charakterlose Heimstätten für unbekannte Massen.

Die Heimstätten der Armut.

Eine große Mutlosigkeit sank plötzlich auf den Sinnenden herab.

Auf einmal dünkte ihn die Armut wie ein widriges, ekles Gewürm, das langsam zu ihm herankroch, um ihn in unentrinnbarer Umklammerung zu erdrücken, zu vernichten.

Er hatte sich wieder an seinem Schreibtisch niedergelassen und las hier mechanisch in den zerstreut herumliegenden Manuskripten, in dem instinktiven Verlangen, sich an sich selber, an der eigenen Arbeit aufzurichten, aus dem Bewußtsein seiner jungen, frischen Kraft neuen Mut und neue Zukunftszuversicht zu schöpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Majoratsherrn.

Von Stephan Werneborg.

Der Fürst saß vor seinem Schreibtisch und hielt einen schmalen, noch uneröffneten Brief in der Hand. Er zögerte lange, den Umschlag zu öffnen, denn dieses Stück Papier sollte über sein Schicksal entscheiden.

Genau vor einem Jahre war es, als er die Komtesse Kitty um ihre Hand bat. Seine Werbung kam ihr offenbar unerwartet. Denn die Komtesse schien betreten, ja sogar bestürzt, als sie das schöne Haupt langsam von ihm wegwendete, um es dann wortlos sinken zu lassen. Der Fürst verstand diese traurige Geste mitfühlender Absage.

„Komtesse Kitty“, sagte der Fürst, „ich bitte Sie, sprechen Sie noch nicht das Urteil, warten Sie damit ein Jahr, nur ein Jahr. Während dieses Jahres werden Sie mich nicht sehen, ich werde in einer fernen Ecke der weiten Welt weilen, nicht um zu vergessen. Das kann ich nie mehr. Sie sollen ein Jahr Bedenkzeit haben. Unbeeinflußt durch meine Nähe, ungerührt durch meine bittenden Blicke, nicht verwirrt durch meine stumme Sehnsucht. Sie sollen Zeit finden zum Sinnen und Erwägen. Ich bin häßlich, aber treu und wahr. Ich bin verunstaltet, aber meine Liebe brennt in der Schönheit üppig strahlender Sonnenglut, in der Reinheit lauteren Goldes. Das erwägen Sie, erst dann entscheiden Sie, Komtesse Kitty. Sie werden meine Rückkehr erfahren — und dann bitte ich um Antwort.“

Nun war das Jahr um und die Antwort da. Der Fürst fühlte sein Herz, das auf der Tigerjagd in Bengalen so gleichmäßig schlug, angesichts der Berber-Löwen Afrikas so kühl blieb, in heftiger Wildheit pochen. Es dauerte eine gute Weile, bis er den Briefumschlag aufzuschneiden sich entscheiden konnte. Dann las er: „Ich kann nicht lügen — ich vermag es nicht. Verzeihen Sie. In meiner Hochschätzung bleiben Sie stets, was Sie waren. Kitty. Nachschrift: Von Ihrer Werbung habe ich niemandem etwas mitgeteilt.“

Der Fürst faltete langsam das Papier. Es ward in ihm wie Todesruhe, das schreckhaft leere Gähnen ewiger Vernichtung. Sie mag kommen. Er öffnete eine winzige Ledertasche, die auf dem Schreibtisch lag und entnahm ihr eine Phiole, die mit fremdartigen Schriftzeichen bedeckt war. Wie war es nur? In jener hellen Mondnacht am Ganges, als er durch einen meisterhaften Schuß in den Schädel eines Krokodils einem jungen Inder das Leben rettete, da suchte ihn ein Brahmane, der Vater des dem sicheren Tode entrissenen Burschen, auf. „Fremder“, sprach der Brahmane, „ich komme, um meine Dankesschuld abzutragen. Stelle eine Bitte. Wenn ich sie zu erfüllen vermag, so werde ich nicht zaudern.“

Wie im Blitzlicht tauchte da vor den Augen des Fürsten das Bild der Komtesse Kitty auf. Schon wollte er fragen, ob der Brahmane ein Mittel wisse, ein Mädchenherz zu gewinnen, als er sich auf sich selbst besann. Nein, dachte er, ich bin hier am Ganges, um ihren freien Entschluß durch nichts beeinflussen zu lassen. Es soll dabei bleiben. Und wenn sie Nein sagt, so —— Nun wußte er's und fragte mit plötzlichem Entschluß: „Kannst du mir ein schnell und schmerzlos wirkendes Gift geben?“ „Ja,“ erwiderte der Brahmane. „Willst du einen Nebenmenschen oder dich selbst töten?“ — „Wenn ich töte, so töte ich mich selbst,“ war die Antwort. — „Dann nimm dieses Fläschchen, Fremder, es ist ein Gift darin, wie du es dir gewünscht. Doch merke: es tötet nur den, der es besitzt.“ — Wie dumm, dachte damals der Fürst, ein Gift, das nur seinen Besitzer tötet. Aber er nahm es.

Der Fürst wollte gerade das Fläschchen entsiegeln, als sein jüngerer Bruder, der Prinz, in das Zimmer trat. Ein Bild eleganter Manneschönheit.

„Nachdem du dich jetzt ein wenig ausgeruht,“ begann der Prinz, „will ich dir, dem Majoratsherrn, das größte Ereignis meines Lebens pflichtgemäß zuerst mitteilen. Ich habe mich vor kurzem mit Komtesse Kitty verlobt. — Um Gottes willen, was ist dir?“ schrie der Prinz, als er das furchtbare Erbleichen, die entsetzliche Verzerrung im Gesichte seines Bruders wahrnahm. „Nichts, nichts,“ ließ sich der Fürst vernehmen. „Gib mir ein Glas Rotwein. Übermüdung . . . lächerlich. Ein Tropfen guten Weines, dann geht es schon vorüber. Ja . . . Die Verlobung . . . Wir müssen doch da anstoßen — also eine Flasche Rotwein und zwei Gläser.“ Und als der Prinz nach dem zweiten Glase an den Schrank trat, goß der Fürst rasch das Gift aus der Phiole in den Wein. Der Prinz kam an den Schreibtisch zurück und füllte auch das zweite Glas. Der Fürst nahm es ihm aus der Hand und schob ihm das andere zu. „Nun, heiliger Brahmane,“ dachte er für sich, „jetzt hilf ihm, wenn du es kannst!“

Die Brüder stießen an. Ein helles Klingen — das Glas des Prinzen zersprang und sein Inhalt ergoß sich auf die Hand des Fürsten. Lautlos ließ er den Arm sinken. „Eigentlich ein böses Omen“, lachte der Prinz, „aber gottlob wir sind keine alten Weiber. Doch was sehe ich? Ein Splitter hat deine Hand verletzt. Sie blutet.“

Wie geistesgestört starrte der Fürst auf die kleine Wunde, in die schon vergifteter Wein gesickert war. „Brahmane, du bist wahrhaftig von deinem Gott begnadet. Ich nehme deinen Dank ergeben an.“ Nach wenigen Minuten war der Majoratsherr tot.

Der wandernde Orient.

Byzanz im Sterben. — Millionen von Menschen auf der Wanderschaft. — Die Neuordnung der Balkanvölker. — Jenseits des Bosporus.

(Nachdruck verboten.)

Der Weltkrieg hat die Volksmassen des Orients in Bewegung gebracht. Was sich in den letzten Jahren dort vollzogen hat und immer noch vollzieht, ist eine Völkerwanderung, die das Aussehen der Völkerkarte des Orients ganz und gar verändern wird. Die Straßen des Orients sind voll von Auswandererzügen. Das Völkergemisch, das sich zufolge der türkischen Herrschaft über den ganzen Orient ausbreitete, beginnt sich zu klären und strebt auseinander. Konstantinopel, das man wenn auch nicht eine sterbende, so doch eine degenerierende Stadt nennen muß, das seines hauptstädtischen Glanzes entkleidete Byzanz ist ein Symbol dafür, daß die türkische Herrschaft auf dem Balkan ihr Ende erreicht hat, und scharenweise wandern die Türken aus der ehemaligen europäischen Türkei über den Bosporus nach Kleinasien, das sie als ihre neue Heimat und als ihr gelobtes Land ansehen, in dem sie eine Auferstehung ihrer nationalen Größe erhoffen. Fast die Hälfte seiner Einwohnerschaft hat Konstantinopel bereits verloren, von 1 500 000 Einwohnern ist es auf 800 000 gesunken, und es hat noch mehr verloren: seine Anziehungskraft. Leer liegen die Kais am Goldenen Horn; der Hafen, in dem früher Hunderte von Wimpeln aller Nationen flatterten, weist kaum mehr als ein Dutzend Schiffe auf, ganze Häuser liegen verfallen, Straßen liegen in Schutt, verbrannte und nicht wieder errichtete Hausgiebel starren zum Himmel — wer wollte in einer sterbenden Stadt wohnen, wer wollte eine sterbende Stadt zum Ziel seiner Reisesehnsucht machen? Immer noch baut sie sich in einem zauberischen Amphitheater an den Ufern des Goldenen Horns empor, immer noch ragen die zierlichen Minaretts und die Kuppeln der Moscheen, aber kaum naht man sich dem allen, da wird man des Ruins und des Verfalls gewahr, und voll Schrecken möchte man fliehen vor diesem riesigen Behälter menschlichen Elends, der uns aus der Ferne wie eine Fata morgana betrogen hat. Konstantinopel ist für den Türken von heutzutage ein Außenposten, auf den man kaum noch Wert legt. Nach Osten hat sich der Blick und der Fuß des Türken zugewendet.

In die verlassenen türkischen Gebiete ziehen Griechen, Bulgaren, Mazedonier. Jeder der Balkanstaaten hat das verständliche Streben, sich zu konsolidieren und seine Grenzen mit seinem Volkstum zu füllen. Und dies Streben wird mit der in jenen Gegenden üblichen Bedenken- und Rücksichtslosigkeit durchgeführt. Und fast muß man sagen: es ist gut so. Denn was den Balkan jahrzehntelang zum Gefahrenherd für Europa gemacht hat, das war ja mit das Völkerkonglomerat, das sich ohne Unterschied über den ganzen Balkan zerstreute, ohne daß die Landesgrenzen irgendeinen Trennungsstrich bedeuteten.

Auf der anderen Seite hat die nunmehr asiatische Türkei gleichfalls das Bestreben, sich zu konsolidieren. Die rücksichtslose Ausweisung aller Griechen aus türkischem Gebiet, die das Signal zu der orientalischen Völkerwanderung war, war die einschneidendste Maßnahme zu diesem Zweck. Athen ist im Gegensatz zu Konstantinopel eine aufblühende Stadt geworden; es zählt heute bereits über 1 Million Einwohner gegenüber 400 000 vor dem Kriege. Dasselbe gilt für Bul-

garien, das gleichfalls infolge eines türkischen Ausweisungsgesetzes die große Zahl der in türkischem Gebiet lebenden Bulgaren aufnehmen mußte. Auch bulgarische Städte blühen auf.

Eines besonderen Volkes muß noch Erwähnung getan werden, das unter der türkischen Unduldsamkeit zu leiden hat: der Armenier. Tausende und Abertausende von ihnen befinden sich auf der Wanderschaft, bevölkern die Straßen Kleinasiens und wissen nicht, wohin. Denn Armenien, das unter Räteherrschaft steht, ist für die meisten kein wünschenswerter Aufenthalt. 40 000 Armenier werden demnächst von Griechenland abgeschoben werden, da dieses seine eigenen Landeskinder aufnehmen muß; 20 000 müssen aus Bulgarien weichen, 150 000 sehen in Syrien dem Schicksal entgegen, das die Regierung von Angora über sie verhängen wird, kurz, der Orient ist augenblicklich in einer Bewegung, wie sie seit den Zeiten der großen europäischen Völkerwanderung die Welt kaum gesehen hat. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß sich sechs Millionen Menschen auf der Wanderschaft befunden haben oder noch befinden. Zelte, Schuppen und Baracken haben an vielen Stellen aufgeschlagen werden müssen, um den Flüchtlingen, die kein Heim, kein Obdach haben, vorläufige Unterkunft zu gewähren. Die Lebensmittel sind knapp geworden, die Preise sind gestiegen, Handel und Wandel liegen darnieder. Es wird lange dauern, bis sich der Orient von diesen Völkerbewegungen erholt hat. Dr. E. K.

Vater Max und die Bauersfrau.

Ein Stückchen aus alter Zeit.

Von Hans Gäfgen.

(Nachdruck verboten.)

Einstmals, als eben viele höchste und allerhöchste Herrschaften am bayrischen Hof zu Gaste waren, kam eine Bauersfrau nach München, um dem König Max eine Bittschrift zu überreichen.

Nach der üblichen Weise stellte sie sich auf die oberste Stufe der Treppe, die zu seinen Gemächern führte, um ihn hier zu erwarten.

Der König kam, umgeben von seinen vornehmen Gästen und einem Schwarme von Hofbeamten.

Sei es nun, daß den schlichten Herrscher dieses glänzende Geleit belästigte oder daß er durch irgend eine Angelegenheit Verdruß gehabt hatte, kurz, Vater Max war heute nicht so gut gelaunt wie sonst, und als die Bäuerin vortrat, ihr Papier zu übergeben, stieß er ihre Hand unwillig zurück und ging weiter.

Aber noch war er die Treppe nicht ganz hinab, so fing ihn diese, ihm ungewohnte Härte schon zu reuen an.

Die Frau konnte eine bedrängte Witwe sein oder sonst ein Unrecht zu leiden haben, jedenfalls durfte ihr König sie nicht ohne Schutz lassen.

Bald hatte das gute Herz einen so vollständigen Sieg über die üble Laune gewonnen, daß der Fürst umkehrte und die Treppe wieder hinaufstieg, um der Bäuerin ihre Bittschrift abzunehmen.

Diese war nicht wenig erstaunt, den König zurückkommen zu sehen, und noch etwas gereizt von der barschen Zurückweisung, die sie kurz zuvor erfahren hatte, empfing sie ihn mit den Worten: „Nu schaut, Ihr Gnad'n Herr König! die Mühe würdet Ihr Euch erspart haben, wenn Ihr gleich das erste Mal meine Schrift genommen hättet!“

Die Umgebung des Königs war sprachlos über die allzu kühne Antwort der Bauersfrau und wollte sie durch die Wache festnehmen lassen.

König Max aber winkte ab und sagte lächelnd: „Die Frau hat nur die Wahrheit gesagt, die Könige leider allzu selten hören. Ich bin ihr sehr dankbar dafür.“

Sprach's und ging die Treppe hinab.

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Neuzeitlicher Ehrenhandel.** Je weiter nach Norden, um so kühler, überlegender sollen bekanntlich die Menschen sein, allgemein stimmt es ja auch, doch Ehrenhandel muß ausgetragen werden. Besonders im Nachtklub Adlon in Kopenhagen, sind doch die Tage hier noch kürzer wie in den südlichen Hauptstädten. Der Klub ist so, wie tausend andere, Klubsessel, Herren im Frack, Eleganz — da ein Wortwechsel, der immer erregter wird, ein Wort gibt das andere, man eilt hinzu. Nun ist nichts mehr zu retten, man muß sich schlagen, aber wo, — wie? — Sport ist Trumpf — Boxen Mode. Alle Herren setzen sich in Autos, man fährt in ein bekanntes Box-Institut, der Fall wird nicht viel besprochen, bald stehen sich die beiden Kämpfenden im Boxanzug gegenüber. Die Lampen flammen auf — 15 Runden. Man ist erbittert und schlägt kräftig zu, daß nächtliche Box-Match wird heftig und heftiger. Die Nase verbiegt sich, rote Ringe tanzen vor den Augen, doch die Ehre muß gerettet werden. — Beide bluten, und als der Gang zum letzten Mal ertönt, legen sich beide acht Tage ins Bett. Doch reißt die Faust kein Loch und durchbohrt auch kein Herz. Die Freunde haben sich wieder vertragen und alles ist wieder wie zuvor. — Es hat auch sicher seine guten Seiten, so ein modernes Duell.

*

* **Wieviel Menschen sprechen deutsch?** Über den Anteil, der auf die einzelnen Kultursprachen der Welt entfällt, wurde jüngst eine neue Statistik aufgestellt, die sich auf die letzten Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchung stützt. Nach dieser Statistik nimmt die deutsche Sprache unter allen Sprachen der Welt die zweite Stelle ein, da jetzt ungefähr 100 Millionen Menschen deutsch sprechen. Die verbreitetste Sprache ist die englische, der sich ungefähr 130 Millionen zum Ausdruck ihrer Gedanken bedienen. Der Hauptanteil der deutschsprechenden Menschen wird natürlich von Deutschland gestellt, wo 60,5 Millionen Deutschredende vorhanden sind. Überhaupt ist die deutsche Sprache in ganz Mitteleurop am verbreitetsten, da auf Mitteleuropa allein ungefähr 85 Millionen Deutschredende entfallen. Österreich-Ungarn stellt zu ihrer Gesamtzahl 13 Millionen, die Schweiz 3 Millionen, England weist rund ½ Million Deutschredende auf. Frankreich hat dagegen wenig Deutschsprechende, da außer der Bevölkerung Elsaß-Lothringens kaum 10 000 Deutschredende vorhanden sein dürften. Vor dem Kriege dagegen lebten in Frankreich fast 700 000 Deutsche, Paris wurde vielleicht nicht mit Unrecht eine deutsche Großstadt genannt. Nimmt man noch Luxemburg, Italien und einige Balkanstaaten hinzu, dann kommt man auf ungefähr 85 Millionen deutschredende Europäer. Der Rest, der noch zu den 100 Millionen fehlt, wohnt eigenartigerweise in Amerika; nicht umsonst wird auch Newyork eine deutsche Großstadt genannt. In Amerika wohnen zwar nicht alle 15 Millionen, die zu den 100 Millionen noch fehlen, da auch Australien und Afrika sowie einige Teile von Asien (z. B. China und Japan) rund 1 Million Deutschredende aufzuweisen haben. In Nordamerika allein sind fast 12 Millionen Deutsche gezählt worden.

*

* **Kanzelhumor.** Der bekannte Prediger Klaus Harms (geb. 1778, gest. 1855) war Pfarrer an der Nikolaikirche in Kiel und erfreute sich wegen seiner herzerfrischenden, oft von Humor gewürzten Predigten einer großen Beliebtheit. Mit den übrigen Pfarrern der Nikolaigemeinde stand er auf bestem Fuße, bis einst einer von ihnen in ein anderes Pfarramt berufen wurde und an dessen Stelle ein Pfarrer Wolf trat, dessen liberale Richtung Harms durchaus nicht zusagte. So hielt er es denn für angebracht, eines Sonntags seiner Gemeinde in der Predigt warnend zuzurufen: „Es ist ein Wolf in die Herde gefallen!“ Der Angegriffene wohnte dem Gottesdienste bei und rächte sich an seinem Amtsbruder bei der Nachmittagspredigt, indem er den Vers in die andächtig lauschende Versammlung hineinrief: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!“

□ □ Lustige Rundschau □ □

* **Häusliche Gerechtigkeit.** Mutter (zur weinenden Anna): „Gib doch nach, Anna, sei die Gescheitere!“ — Anna: „Nein, Mama, erst gestern mußte ich die Gescheitere sein und heute soll ich's wieder sein! Die Reihe ist nicht an mir, sondern an der Klara!“

*

* **Der Gang nach Canossa.** „Es ist ein wirklich gutes Stück,“ sagte der junge Mann, dem der Filmdirektor die Annahme eines Manuskripts abgelehnt hatte. „Stellen Sie sich vor, wie leid es Ihnen tun wird, wenn mein Stück bei einer anderen Gesellschaft großen Erfolg hat.“ „Da kennen Sie mich schlecht!“ lachte der Direktor. „Und wenn Ihr Film nach Amerika verkauft wird — Ihnen laufe ich nicht nach. Ich werde in meinem Leben nicht den Gang nach Casanowa antreten.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.